

Bela Winkens: „Brief an die Mutter“

Gestohlene Kindheit

Von Michael Eggers

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 07.05.2025

Bela Winkens ist bereits ein Waisenkind, als sie mit drei Jahren ins KZ Theresienstadt gebracht wird. Als eines der wenigen Kinder erlebt sie im Mai 1945 die Befreiung. Ihr nun in Buchform erschienener „Brief an die Mutter“ ist ein beeindruckender Versuch, sich an diese ersten Jahre ihres Lebens zu erinnern und Verbindung aufzunehmen zu ihrer Mutter, die sie nie wirklich kennenlernen durfte.

Wie Franz Kafkas „Brief an den Vater“ wird auch Bela Winkens „Brief an die Mutter“ seine Adressatin nie erreichen. Wie Kafka ist auch Winkens Jüdin – aber hier hören die Gemeinsamkeiten auf. Während Kafka sich nie entschließen konnte, seinen Brief abzuschicken, kann man vermuten, dass Winkens sehr glücklich wäre, wenn ihre Mutter den ihren noch empfangen könnte – sie ist 1943 in Auschwitz ermordet worden, genauso wie ihr Vater. Sehr lange hat die Tochter gezögert, bevor sie sich bereit gefühlt hat, ihre Gedanken und Gefühle zu sortieren und zu Papier zu bringen. Es ist der Versuch, eine Lücke in ihrer Identität zu schließen und Kontakt aufzunehmen zu einem Menschen, von dem sie kein Bild hat. Die Erinnerung an die Mutter haben die Nazis ihr gestohlen, genauso wie eine glückliche, frühe Kindheit. Nachdem ihre Eltern sie sicherheitshalber bei Verwandten untergebracht haben, wird sie Anfang November 1944, nach einer fluchtartigen Odyssee über mehrere Stationen, aus dem Jüdischen Krankenhaus Berlin nach Theresienstadt verbracht. Es wirkt, als sei ihr kindliches Erinnerungsvermögen dort erst wachgerüttelt worden.

Verdichtetes Leid

„Es mag befremdlich klingen. Aber Theresienstadt war für eine lange Zeit mein Zuhause. Mein Zuhause, Mutter. Theresienstadt musste Heimat, Mutter, Vater, Großeltern ersetzen. Man richtete sich ein. Theresienstadt war Ordnung, Halt. Es war alles, was ich hatte. Alles, was mir geblieben war. Ich kannte nichts Anderes. Meine Erinnerung setzt ein in – Theresienstadt.“

Zusammen mit Tausenden anderer Kinder muss die kleine Bela dort Grauenvolles erleben. Sie berichtet von Angst, Hunger, Prügel, Hinrichtungen und Leichenwagen. Häufig bleibt ihre Erinnerung eine prekäre und fragmentierte. Sie ist unzusammenhängend und lückenhaft,

Bela Winkens

Briefe an die Mutter

Verbrecher Verlag

213 Seiten

20 Euro

enthält Leerstellen dort, wo der überwältigende Schrecken des Erlebten verhindert, dass sich ein kohärent Erinnerbares überhaupt bilden kann. Ihre traumatischen Erfahrungen sind emotional eingekapselt in Situationen, Bilder und Objekte, in denen sich das Leid verdichtet. So kann selbst die erwachsene Bela es nicht ertragen, wenn jemand ihren leeren Becher oder ihre Tasse abräumen will, hat doch im Kinderheim innerhalb des Lagers nur derjenige eine der kargen Essensrationen erhalten, der im Besitz eines Blechnapfs war. Manche alltägliche Wahrnehmung bleibt für sie für immer assoziiert mit Ängsten, denen das Kind im Lager ausgesetzt war:

„Der Tod kam meistens nachts. Der Tod. Damals in Theresienstadt. Morgens beim Aufwachen dann die Leiche neben sich. Auch deshalb konnte ich nicht alleine im Zimmer schlafen ... Der Atemzug des Mitschlafenden war Beruhigung. Selbst Schnarchen wurde zum Wohllaut. Nicht allein sein. Nicht das Gefühl haben, vom Tod umgeben zu sein.“

Angsträume und Gedichte

Die spärlichen Erinnerungen aus diesen allerersten Jahren ihres Lebens ergänzt Bela Winkens durch Lektürewissen und durch ihre Träume. Ihr Brief enthält acht solcher Traumkapitel, in denen sich Angstphantasien – viele davon wiederkehrend – mischen mit der Vorstellung, die sich die Erwachsene im Nachhinein von Ihren Kindheitserlebnissen macht. Manchen Passagen verleiht sie eine poetische Dringlichkeit, indem sie sie anordnet wie ein Gedicht, mit häufigen Zeilensprüngen, aber ungereimt und ohne Metrum.

„Ich wandle
Auf der
Tränenspur
Der Zeit.
Nackt.
Ausgesetzt
Dem Spiegel
Meiner Angst.
Todahnend
In den Schlaf
Mich stürzend.
Blindtastend
Im Wachtraum
Dieser Nacht.“

„Ich bin ein Testament!“

Man sollte dieses Buch nicht mit falschen Erwartungen in die Hand nehmen: Bela Winkens ist gut orientiert in der deutschen Erinnerungskultur, viele der gängigen Topoi und Debatten werden im Verlauf des Textes erwähnt, die „Stunde Null“ beispielsweise, oder der Historikerstreit. Dennoch ist der „Brief an die Mutter“ keine intellektuelle oder literarisch schwergewichtige Verarbeitung der Shoah, es geht auch nicht um die mit Adorno verknüpfte Frage, ob ein Dichten nach Auschwitz noch möglich sei – Bela Winkens tut es einfach, und folgt damit einem zutiefst humanen Impuls. In einer historischen Phase, in der es immer

weniger direkte Zeitzeugen der NS-Verbrechen gibt, ist ihre Stimme umso wichtiger. Ihr gebührt deshalb an dieser Stelle das letzte Wort.

„Jetzt, wo die letzten Sprechenden sterben, übernehme ich ihren Staffelstab, ihre Botschaft. Denn: Ich bin ein Testament! Ich muss Zeugnis ablegen. Mögen die Mörder vergessen, die Toten werden es nicht!“